

Michael Franz

„... und anderes denk in anderer Zeit ...“

Hölderlins letzte Gedanken zu Recht und
Politik in den „Pindarfragmenten“

ABHANDLUNGEN ZUR LITERATURWISSENSCHAFT



J.B. METZLER

Abhandlungen zur Literaturwissenschaft

In dieser Reihe erscheinen Monographien und Sammelbände zur Literaturwissenschaft einschließlich aller Nationalphilologien.

Weitere Bände in der Reihe

<http://www.springer.com/series/15814>

Michael Franz

„... und anderes denk in anderer Zeit ...“

Hölderlins letzte Gedanken zu Recht
und Politik in den „Pindarfragmenten“



J.B. METZLER

Michael Franz
Schiffweiler, Deutschland

ISSN 2520-8381

Abhandlungen zur Literaturwissenschaft

ISBN 978-3-476-05632-0

<https://doi.org/10.1007/978-3-476-05633-7>

ISSN 2520-839X (electronic)

ISBN 978-3-476-05633-7 (eBook)

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

J.B. Metzler

© Der/die Herausgeber bzw. der/die Autor(en), exklusiv lizenziert durch Springer-Verlag GmbH, DE, ein Teil von Springer Nature 2020

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung, die nicht ausdrücklich vom Urheberrechtsgesetz zugelassen ist, bedarf der vorherigen Zustimmung des Verlags. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Bearbeitungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Die Wiedergabe von allgemein beschreibenden Bezeichnungen, Marken, Unternehmensnamen etc. in diesem Werk bedeutet nicht, dass diese frei durch jedermann benutzt werden dürfen. Die Berechtigung zur Benutzung unterliegt, auch ohne gesonderten Hinweis hierzu, den Regeln des Markenrechts. Die Rechte des jeweiligen Zeicheninhabers sind zu beachten.

Der Verlag, die Autoren und die Herausgeber gehen davon aus, dass die Angaben und Informationen in diesem Werk zum Zeitpunkt der Veröffentlichung vollständig und korrekt sind. Weder der Verlag noch die Autoren oder die Herausgeber übernehmen, ausdrücklich oder implizit, Gewähr für den Inhalt des Werkes, etwaige Fehler oder Äußerungen. Der Verlag bleibt im Hinblick auf geografische Zuordnungen und Gebietsbezeichnungen in veröffentlichten Karten und Institutionsadressen neutral.

Planung/Lektorat: Oliver Schütze

J.B. Metzler ist ein Imprint der eingetragenen Gesellschaft Springer-Verlag GmbH, DE und ist ein Teil von Springer Nature.

Die Anschrift der Gesellschaft ist: Heidelberger Platz 3, 14197 Berlin, Germany

Vorwort

Die Pindarfragmente Hölderlins beschäftigen mich schon seit der Arbeit an meiner Dissertation, die 1979 fertiggestellt und als Doktorarbeit von der Phil. Fak. der Universität des Saarlandes angenommen (aber nie gedruckt) wurde. Ich konnte mich seither nicht zu der Ansicht bekehren, die Dunkelheit dieser wundervollen Texte sei so unzugänglich wie jenes „Licht, da Niemand zukommen kann“ (1 Tim 6, 16 Luther). So unnahbar göttlich wollten mir diese Texte, die einen menschlichen Verfasser haben, nicht scheinen. Stattdessen habe ich versucht, die Ermahnung des griechischen Dichters Konstantinos Kavafis (1863–1933) mir zu Herzen zu nehmen:

Immer halte Ithaka im Sinn.
Dort anzukommen ist dir vorbestimmt.
Doch beeile nur nicht deine Reise.
Besser ist, sie dauere viele Jahre;
und alt geworden lege auf der Insel an,
reich an dem, was du auf deiner Fahrt gewannst,
und hoffe nicht, dass Ithaka dir Reichtum gäbe.

Ithaka gab dir die schöne Reise.

Am meisten schulde ich Dank meiner Freundin Priscilla Hayden-Roy (Lincoln, Nebraska) und meinem Freund Antonis Koutsouradis (Lesbos, Griechenland). Sie haben in immer neuen Gesprächen mir zugehört, mich auf andere Gedanken gebracht und mir meine Ungeduld verziehen. Antonis hat darüber hinaus an dem Wort-Index zu den Pindarfragmenten mitgearbeitet.

Hans Gerhard Steimer hat mir in vielen textkritischen und grammatischen Fragen immer wieder freundschaftliche Hilfe gewährt.

29. September 2019

Inhaltsverzeichnis

Pindarfragmente Text	1
Untreue der Weisheit.	1
Von der Wahrheit.	2
Von der Ruhe.	2
Vom Delphin.	2
Das Höchste.	3
Das Alter.	3
Das Unendliche.	4
Die Asyle.	4
Das Belebende.	5
Einleitung	7
Das Manuskript	12
Die Form	16
Der Autor im politischen Umfeld	18
Hypothesen 1–9	29
<i>Pf</i> 1	30
<i>Pf</i> 2	30
<i>Pf</i> 3	30
<i>Pf</i> 4	30
<i>Pf</i> 5	31
<i>Pf</i> 6	31
<i>Pf</i> 7	31
<i>Pf</i> 8	32
<i>Pf</i> 9	32
Exegesen 1–9	33
Zum Aufbau der Texte und zu ihrer Satzfolge	33
<i>Pf</i> 1 Exegese	33
<i>Pf</i> 2 Exegese	50

<i>Pf</i> 3 Exegese	54
<i>Pf</i> 4 Exegese	74
<i>Pf</i> 5 Exegese	82
<i>Pf</i> 6 Exegese	93
<i>Pf</i> 7 Exegese	95
<i>Pf</i> 8 Exegese	100
<i>Pf</i> 9 Exegese	109
Meditationen	117
Wie der Mensch sich setzt	119
Das Gesetz – die Gesetze	130
Treue und Loyalität	131
Positivität	133
Irrtum	137
Pindar der Weise	140
Recht und Politik	147
Manuale	153
1. Die Primärquelle: Henricus Stephanus: <i>Carminum Poetarum Nouem</i> ... <i>fragmenta</i>	154
2. Sekundärquelle: <i>Carminorum Pindaricorum Fragmenta</i> . Curavit J. Gottlob Schneider, Argentorati 1776	165
3. Wort-Index Pindarfragmente	186
Literatur	201
Personenregister	211

Pindarfragmente Text

Untreue der Weisheit.

O Kind, dem an des pontischen Wilds Haut
Des felsliebenden am meisten das Gemüth
Hängt, allen Städten geselle dich,
Das gegenwärtige lobend
Gutwillig,
Und anderes denk in anderer Zeit.

Fähigkeit der einsamen Schule für die Welt. Das Unschuldige des reinen Wissens als die Seele der Klugheit. Denn Klugheit ist die Kunst, unter verschiedenen Umständen getreu zu bleiben, das Wissen die Kunst, bei positiven Irrtümern im Verstande sicher zu seyn. Ist intensiv der Verstand geübt, so erhält er seine Kraft auch im Zerstreuten; so fern er an der eigenen geschliffenen Schärfe das Fremde leicht erkennt, deßwegen nicht leicht irre wird in ungewissen Situationen.

So tritt Jason, ein Zögling des Centauren, vor den Pelias:

Ich glaube die Lehre
Chirons zu haben. Aus der Grotte nemlich komm' ich
Bei Charikli und Philyra, wo des
Centauren Mädchen mich ernähret,
Die heilgen; zwanzig Jahre aber hab'
Ich zugebracht und nicht ein Werk
Noch Wort, ein schmutziges jenen
Gesagt, und bin gekommen nach Haus,
Die Herrschaft wiederzubringen meines Vaters.

Von der Wahrheit.

Anfängerin großer Tugend, Königin Wahrheit,
 Daß du nicht stoßest
 Mein Denken an rauhe Lüge.

Furcht vor der Wahrheit, aus Wohlgefallen an ihr. Nämlich das erste lebendige Auffassen derselben im lebendigen Sinne ist, wie alles reine Gefühl, Verwirrungen ausgesetzt; so daß man nicht irret, aus eigener Schuld, noch auch aus einer Störung, sondern des höheren Gegenstandes wegen, für den, verhältnißmäßig, der Sinn zu schwach ist.

Von der Ruhe.

Das Öffentliche, hat das ein Bürger
 In stiller Witterung gefaßt,
 Soll er erforschen
 Großmännlicher Ruhe heiliges Licht,
 Und den Aufruhr von der Brust,
 Von Grund aus wehren seinen Winden; denn Armut macht er
 Und feind ist er Erziehern der Kinder.

Ehe die Geseze, der großmännlichen Ruhe heiliges Licht, erforschet werden, muß einer, ein Gesezgeber oder ein Fürst, in *reißenderem* oder *stetigerem* Schiksaal eines Vaterlandes und je nachdem die Receptivität des Volkes beschaffen ist, den Charakter jenes Schiksaals, das *königlichere* oder *gesammtere* in den Verhältnissen der Menschen, zu ungestörter Zeit, *usurpatorischer*, wie bei griechischen Natursöhnen, oder *erfahrener*, wie bei Menschen von Erziehung auffassen. Dann sind die Geseze die Mittel, jenes Schiksaal in seiner Ungestörtheit festzuhalten. Was für den Fürsten origineller Weise, das gilt, als Nachahmung für den eigentlicheren Bürger.

Vom Delphin.

Den in des wellenlosen Meeres Tiefe von Flöten
 Bewegt hat liebenswürdig der Gesang.

Der Gesang der Natur, in der Witterung der Musen, wenn über Blüten die Wolken, wie Floken, hängen, und über dem Schmelz von goldenen Blumen. Um diese Zeit giebt jedes Wesen seinen Ton an, seine Treue, die Art, wie eines in sich selbst zusammenhängt. Nur der Unterschied der Arten macht dann die Trennung in der Natur, daß also alles mehr

Gesang, und reine Stimme ist, als Accent des Bedürfnisses oder auf der anderen Seite Sprache.

Es ist das wellenlose Meer, wo der bewegliche Fisch die Pfeife der Tritonen, das Echo des Wachstums in den weichen Pflanzen des Wassers fühlt.

Das Höchste.

Das Gesez,
 Von allen der König, Sterblichen und
 Unsterblichen; das führt eben
 Darum gewaltig
 Das gerechteste Recht mit allerhöchster Hand.

Das Unmittelbare, streng genommen, ist für die Sterblichen unmöglich, wie für die Unsterblichen. Der Gott muß verschiedene Welten unterscheiden, seiner Natur gemäß, weil himmlische Güte, ihret selber wegen, heilig seyn muß, unvermischet. Der Mensch, als Erkennendes, muß auch verschiedene Welten unterscheiden, weil Erkenntniß nur durch Entgegensetzung möglich ist. Deswegen ist das Unmittelbare, streng genommen, für die Sterblichen unmöglich, wie für die Unsterblichen. Die strenge Mittelbarkeit ist aber das Gesez.

Deswegen aber führt es gewaltig das gerechteste Recht mit allerhöchster Hand.

Die Zucht, so fern sie die Gestalt ist, worinn der Mensch sich und der Gott begegnet, der Kirche und des Staats Gesez, und anererbte Sazungen, (die Heiligkeit des Gottes und für den Menschen die Möglichkeit einer Erkenntniß, einer Erklärung) diese führen gewaltig das gerechteste Recht mit allerhöchster Hand, sie halten strenger, als die Kunst, die lebendigen Verhältnisse fest, in denen, mit der Zeit, ein Volk sich begegnet hat und begegnet.

„König“ bedeutet hier den Superlativ, der nur das Zeichen ist für den höchsten Erkenntnißgrund, nicht für die höchste Macht.

Das Alter.

Wer recht und heilig
 Das Leben zubringt,
 Süß ihm das Herz ernährend,
 Lang Leben machend,
 Begleitet die Hoffnung, die
 Am meisten Sterblichen

Die vielgewandte Meinung regieret.

Eines der schönsten Bilder des Lebens, wie schuldlose Sitte das lebendige Herz erhält, woraus die Hoffnung kommet; die der Einfachheit dann auch eine Blüthe giebt, mit ihren mannigfaltigen Versuchen und den Sinn gewandt und so lang Leben machet, mit ihrer eilenden Weile.

Das Unendliche.

Ob ich des Rechtes Mauer
Die hohe oder krummer Täuschung
Ersteig' und so mich selbst
Umschreibend, hinaus
Mich lebe, darüber
Hab ich zweideutig ein
Gemüth, genau es zu sagen.

Ein Scherz des Weisen, und das Räthsel sollte fast nicht gelöst werden. Das Schwanken und das Streiten zwischen Recht und Klugheit löst sich nemlich nur in durchgängiger Beziehung. „Ich habe zweideutig ein Gemüth genau es zu sagen.“ Daß ich dann zwischen Recht und Klugheit den Zusammenhang auffinde, der nicht ihnen selber, sondern einem dritten zugeschrieben werden muß, wodurch sie unendlich (genau) zusammenhängen, darum hab' ich ein zweideutig Gemüth.

Die Asyle.

Zuerst haben
Die wohlrathende Themis
Die Himmlischen, auf goldenen Rossen, neben
Des Ozeans Salz,
Die Zeiten zu der Leiter,
Zur heiligen geführt des Olympos, zu
Der glänzenden Rückkehr,
Des Retters alte Tochter,
Des Zevs zu seyn,
Sie aber hat
Die goldgehefteten, die gute,
Die glänzendbefruchteten Ruhestätten geboren.

Wie der Mensch sich setzt, ein Sohn der Themis, wenn, aus dem Sinne für Vollkommenes, sein Geist, auf Erden und im Himmel, keine Ruhe fand, bis sich im Schicksaal beegnend, an den Spuren der alten Zucht, der Gott

und der Mensch sich wiedererkennt, und in Erinnerung ursprünglicher Noth, froh ist *da, wo er sich halten kann*.

Themis, die ordnungsliebende, hat die *Asyle des Menschen*, die stillen Ruhestätten geboren, denen nichts Fremdes ankann, weil an ihnen das Wirken und das Leben der Natur sich konzentrierte, und ein Ahnendes um sie, wie erinnernd, dasselbige erfähret, das sie vormalis erfuhren.

Das Belebende.

Die männerbezwingende, nachdem
 Gelernet die Centauren
 Die Gewalt
 Des honigsüßen Weines, plötzlich trieben
 Die weiße Milch mit Händen, den Tisch sie fort, von selbst,
 Und aus den silbernen Hörnern trinkend
 Bethörten sie sich.

Der Begriff von den Centauren ist wohl der vom Geiste eines Stromes, so fern der Bahn und Gränze macht, mit Gewalt, auf der ursprünglich pfadlosen aufwärtswachsenden Erde.

Sein Bild ist deswegen an Stellen der Natur, wo das Gestade reich an Felsen und Grotten ist, *besonders an Orten, wo ursprünglich der Strom die Kette der Gebirge verlassen und ihre Richtung queer durchreißen mußte*.

Centauren sind deswegen auch ursprünglich Lehrer der Naturwissenschaft, weil sich aus jenem Gesichtspuncte die Natur am besten einseh'n läßt.

In solchen Gegenden muß' ursprünglich der Strom umirren, eh' er sich eine Bahn riß. Dadurch bildeten sich, wie an Teichen, feuchte Wiesen, und Höhlen in der Erde für säugende Tiere, und der Centauer war indessen wilder Hirte, dem Odyssäischen Cyklops gleich: die Gewässer suchten seh'nend ihre Richtung. Jemehr sich aber von seinen beiden Ufern das troknerere fester bildete, und Richtung gewann durch festwurzeln'de Bäume, und Gesträuche und den Weinstok, destomehr muß' auch der Strom, der seine Bewegung von der Gestalt des Ufers annahm, Richtung gewinnen, bis er, von seinem Ursprung an gedrängt, an einer Stelle durchbrach, wo die Berge, die ihn einschlossen, am leichtesten zusammenhiengen.

So *lernten* die Centauren *die Gewalt des honigsüßen Weins*, sie nahmen von dem festgebildeten, bäumereichen Ufer Bewegung und Richtung an, und *warfen die weiße Milch und den Tisch mit Händen weg*, die gestaltete Welle verdrängte die Ruhe des Teichs, auch die Lebensart am Ufer veränderte sich, der Überfall des Waldes, mit den Stürmen und den sicheren Fürsten des Forsts regte das müßige Leben der Haide auf,

das stagnirende Gewässer ward so lange zurückgestoßen, vom jähren Ufer, *bis es Arme gewann*, und so mit eigener Richtung, von selbst *aus silbernen Hörnern trinkend*, sich Bahn machte, eine Bestimmung annahm.

Die Gesänge des Ossian besonders sind wahrhaftige Centaurengesänge, mit dem Stromgeist gesungen, und wie vom griechischen Chiron, der den Achill auch das Saitenspiel gelehrt.

Einleitung

Der Sinn der Interpretation eines literarischen Texts kann nicht ausschließlich darin bestehen, einem Autor gewisse Meinungen zuzuschreiben. Die Biographie des Autors gehört allerdings als einer von vielen Kontexten, die zur Interpretation des Textes herangezogen werden können (wenn der Autor denn bekannt ist), zum Umfeld des von ihm geschriebenen Texts. Nicht als ausschlaggebender Faktor, sondern als ein u. a. zu berücksichtigender Umstand. Neben diesem „Umstand“ des Autors besteht der Kontext eines Textes also sowohl aus Texten im engeren Sinn (literarischen Erzeugnissen) als auch aus solchen „Tatsachen“, die in irgendeiner Weise textfähig geworden sind (bzw. zu einem „Diskurs“ gehören), indem sie gängiges Wissen (bzw. Wissensansprüche), vertraute Praktiken und übliche Erwartungen widerspiegeln.

Zum Kontext der Hölderlinschen Pindarfragmente gehören also nicht nur die vielfältigen Überlieferungsmedien von Pindars Versen samt der zeitgenössischen philologischen Beschäftigung mit ihnen, sondern – über diese literarischen Kontexte hinaus – diejenigen „lebensweltlichen“ Kontexte, die auch in den zeitgenössischen Diskursen greifbar sind, also z. B. philosophische und politische Themen. Damit kommt auch die noch etwas unscheinbare Gattung von schriftlichen Erzeugnissen in den Blick, die man zur „Öffentlichkeit“ (ein Begriff, den die *Pf* berühren) rechnen wird und deren Medien Zeitungen und Journale sind.

Im Folgenden soll also eine „kontextualisierende“ Lektüre der Pindarfragmente versucht werden. Dabei muss freilich dem Rechnung getragen werden, dass der Text selbst (hier: die Pindarfragmente) schon ein Gewebe ist, das aus dem „kreuzenden Verbinden von Fäden“ entstanden ist (nach dem guten alten Sprach-Brockhaus heißt „ich webe“: „ich kreuze Fäden zum Gewebe“). Mit anderen Worten: Schon der Text ist eine Pluralität, deren Struktur (das kreuzende Verbinden von Fäden) nicht einfach offen am Tage liegt. Viele der Kettenfäden dieses Texts (der *Pf*) laufen auch durch Gedichte Hölderlins. Ich werde jedoch nicht von ihnen ausgehen (auch um der Gefahr zu entgehen, ein Buch über Hölderlin zu schreiben), sondern vielmehr von den kreuzenden Schussfäden, die gewissermaßen von außen kommen. Sie führen auf den „Sitz im Leben“, den dieser Text einnimmt, wobei der Begriff „Sitz im Leben“ hier dankbar von der theologischen Exegese übernommen wird, die seit

dem Beginn des 20. Jahrhunderts – im Zusammenhang mit der Entwicklung der Religionswissenschaft dieser Zeit – Texte nach ihrem Bezug auf lebensweltliche, z. B. religiöse Praktiken („Rituale“) zu untersuchen begann (Gunkel 1895). Mit der Berufung auf diese „formgeschichtliche Methode“ möchte ich freilich nicht an der religionsgeschichtlichen Applikation dieser „Methode“ anknüpfen, die vielleicht überholt scheinen mag, sondern den Bezug von Texten auf eine plurale Öffentlichkeit (nicht: DEN Leser), in die sie eingepasst sind, darlegen. Das ist insbesondere auch bei Hölderlin deshalb ratsam, als er – bzw. sein Dichten – durch die Betonung seines Dichterberufs, ja -amts, einen sehr starken Bezug auf eine fantasierte Institution (z. B. eine „unsichtbare Kirche“) zeigt, ohne die sein Gesang nicht *aufgeführt* werden kann. Eine solche Reflexion auf den eigenen „Dichterberuf“, wie sie für Hölderlins Gedichte typisch ist,¹ findet sich allerdings in dem Text der Pindarfragmente nicht, jedenfalls nicht auf den ersten Blick. Aber an den öffentlichen Institutionen (die auch ein Publikum gewährleisten) zeigen sich fast alle der Teilstücke des Texts interessiert.

Die erste Frage, die sich für die Interpretation erhebt, ist die nach der Einheit des Texts, der hier „Pindarfragmente“ (abgekürzt: *Pf*) genannt wird. Diese Einheit ist ja nicht durch eine (erhaltene) Gesamtüberschrift verbürgt oder in einem Selbstzeugnis des Autors bezeugt. Die Rechtfertigung für diesen Vorgriff auf die Einheit des vorliegenden Texts kann allerdings nur durch die gesamte Interpretation erbracht werden. Dennoch lassen sich schon vor dem Gang durch die Einzelstücke des Texts einige Indizien für die Zusammengehörigkeit der neun Teiltexthe zu einem organisierten Ganzen finden. Sie ergeben sich aus den materialen Besonderheiten der überlieferten Handschrift und werden im Abschnitt „Manuskript“ dargelegt werden. Einige zusätzliche Argumente wird der Abschnitt „Form“ bringen.

Da die heranzuziehenden Kontexte (des antiken Wissens wie der antiken Literatur, der zeitgenössischen kulturellen und politischen Situation in „Deutschland“² u. a. m.) umfangreich sind, entsteht das Problem der Organisation der „Wissensvermittlung“ zwischen dem *Interpreten* und *seinem* Publikum, also den Lesern dieses Buchs. Damit nicht gleichzeitig Informationen aus den unterschiedlichsten Sachgebieten auf den Leser einprasseln, habe ich versucht, die Vermittlung der Kontexte durch einen mehrmaligen Durchgang durch die Einzeltexte zu „entzerren“ und so die verschiedenen Perspektiven auf den Text *nach* einander möglich zu machen.

Ein *erster* Durchgang durch die neun Stücke wird nach dem Vorbild der „Hypotheseis“ antiker Tragödien, in denen knappe Inhaltsangaben samt der Vorgeschichte der Handlung geboten werden, solche Inhaltsangaben enthalten, deren Schwerpunkt auf dem Zusammenhang der Teile des jeweiligen Einzeltexts liegt. Auf diese Weise werden „Hypothesen“ (im Sinne der heutigen Wissenschaftssprache) gebildet wer-

¹ Vgl. meinen Vortrag: *Hölderlin – der Dichter des Dichters*. In: *Studia theodisca – Hölderliniana I* (2014), S. 1–18, in dem ich – am Ort von Heideggers epochemachendem Vortrag des Jahres 1936 – versucht habe, das zentrale selbstreflexive Thema der Dichtung Hölderlins aus seiner Heideggerischen Inanspruchnahme zu lösen.

² Es ist hier sofort daran zu erinnern, dass es eine politische Einheit namens „Deutschland“, bzw. ein „Deutsches Reich“ erst seit 1871 gibt. Vor der Reichsgründung im Jahr 1871 kann sich der Ausdruck „Deutschland“ oder „Deutsches Reich“ nur auf eine imaginäre Entität beziehen.

den, die dann in einem *zweiten* Durchgang durch die Textstücke „exegetisch“ (d. h. durch die Betrachtung der einzelnen Worte, Satzteile oder Satzgefüge) bekräftigt werden sollen.

Erst nach diesen beiden Durchgängen durch den Text können Schlüsse gezogen werden auf die Konsistenz des thematischen Zusammenhangs, den die verschiedenen Fäden des Texts ergeben haben.

Ein Manuale wird einige philologische Hilfsmittel bereitstellen, die zum Verständnis der Texte, bzw. des Texts beitragen können.

Was die interne Organisation der neun Texte betrifft, so habe ich in meinem Handbuchartikel seinerzeit (Franz 2002) versucht, eine Art „Ringkomposition“ zu rekonstruieren, die davon ausgeht, dass der Text, der die Überschrift „Das Höchste“ trägt und im genauen Zentrum der neun Textstücke platziert ist, den Wendepunkt bezeichnet, zu dem die ersten vier Texte hinführen und von dem aus sie wieder ringförmig so zusammenlaufen, dass die jeweils den gleichen Abstand vom Zentrum habenden Textstücke einander entsprechen, also das vierte dem sechsten, das dritte dem siebten, das zweite dem achten und das erste dem neunten. Solche „Ringkompositionen“ sind zwar aus dem Werk Pindars bekannt, müssen aber deshalb den Übersetzer der neun Stücke nicht geleitet haben. Darüber hinaus sind solche inhaltlichen Analogien allenfalls zwischen dem ersten und dem neunten der Texte auszumachen (in beiden spielen Kentauern, bzw. ein Kentauer eine Rolle). Unter der Bedingung, dass der „Delphin“ in Analogie zum französischen Thronfolgersystem als eine „Sohnes“-Gestalt gedeutet werden kann, und das „recht und heilig“ zugebrachte Leben im Alter für eine pneumatische Gestalt wie etwa den christlichen Parakleten („Heiliger Geist“) stehe, könnte auch in der Mitte der Komposition eine solche Figur, die vom Zentrum aus nach vorne (Delphin) und nach hinten (Alter) verknüpft ist, gesehen werden. Da aber für die übrigen vier Texte (2 und 8; 3 und 7) keine solchen Entsprechungen gefunden werden konnten, muss der damalige Versuch wohl als Fehlschlag aufgegeben werden.

Inzwischen bin ich zu der Einsicht gelangt, dass eine durchgängige Charakterisierung des in neun Teilstücke gegliederten Textes nur über eine Bestimmung des Diskursfelds möglich ist, dem der Text sich am besten eingliedern lässt. Dieses Diskursfeld lässt sich mit einem (auch schon um 1800 altmodischen) Ausdruck als diejenige Teildisziplin der Philosophie benennen, die im 18. Jahrhundert den lateinischen Namen „Philosophia civilis“ trägt. Diese lateinische Bezeichnung gilt als das Äquivalent zum griechischen *Politiká* (dem Originaltitel der aristotelischen Lehrschrift, die gleichwohl als „de re publica“ ins Lateinische übersetzt wird). Die klassischen Werke dieses Felds sind die von Platon publizierten 10 Bücher der *Politeia* (im Deutschen bis heute unverdrossen: Der Staat) und die 12 Bücher der *Nomoi* (Die Gesetze) sowie die schon erwähnten aristotelische(n) Vorlesung(en) über die *Politik*. Der lateinische Ausdruck „Philosophia civilis“ scheint aber dabei – und das gilt es im Blick auf unseren Text zu behalten – eher die Perspektive der Partizipanten (des *civis*, der *cives*) einzunehmen als vom begrenzten Ganzen der Polis auszugehen wie die antiken Autoren. Ein Zeugnis dafür geben auch die sprachlich-grammatischen Verhältnisse in den beiden Sprachen: Im griechischen ist der *polites*

abgeleitet von der *polis* (der Einzelne vom Ganzen), während im lateinischen die *civitas* (die „Stadt“, *cité, city*) sich vom (einzelnen) *civis* ableitet.

Um die (unserem Text) zeitgenössische Rezeption der *Politik* des Aristoteles zu charakterisieren, sei hier der Beginn dieses Werks in der deutschen Übersetzung zitiert, die Johann Georg Schlosser im Jahr 1798 unter Bezugnahme auf die „Zeit in welcher Jedermann sich berufen glaubt, über Staatsformen und Revolutionen, Bürgerrechte und Regenten-Pflichten zu sprechen und abzusprechen“ (Aristoteles 1798: III) erscheinen ließ:

Es ist offenbar, daß ein jeder Staat [*polis*] aus einer Gesellschaft [*koin nia*] besteht. Eine jede Gesellschaft hat aber, wenn sie sich verbindet, die Absicht, einen gewissen Vorteil [*agathou tinos*] zu erreichen. Denn alle Menschen handeln bloß, um das zu erreichen, was ihnen nützlich [*agathos*] scheint. Es ist also auch kein Zweifel, daß die Gesellschaften alle in dieser Absicht zusammentreten, und daß die wichtigste und vortrefflichste, nämlich der Staat [*polis*], oder die bürgerliche Gesellschaft [*koin nia politik *], auch auf den höchsten und vortrefflichsten Vorteil hinzielt. (Aristoteles 1798, 1; die griechischen Worte in Klammern von mir hinzugefügt, MF)

Ich will an dieser Übersetzung nicht die umstandslose Ersetzung des griechischen *agathon* (das Gute) durch das (moderne) Nützliche oder Vorteilhafte hervorheben, auch nicht die anachronistische, aber auch heute noch übliche Übersetzung von *polis* durch „Staat“, sondern vor allem das Augenmerk auf die Übersetzung von *koin nia politik * durch „bürgerliche Gesellschaft“ lenken. Sie ist nur möglich auf der Basis eines intermediären lateinischen  quivalents für *politik * in der Form von *civilis* (vgl. Riedel 1975). Aus der griechischen *koin nia* wird die lateinische *societas* und aus dem griechischen Adjektiv *politik * wird das lateinische Adjektiv *civilis*, *societas civilis*, was wiederum im deutschen zur „bürgerlichen Gesellschaft“ wird. Diesen Begriff wird man hier in Schlossers Aristoteles nicht mit einem späteren Konzept verwechseln, das unter „bürgerlicher Gesellschaft“ eine Gesellschaft unter der Herrschaft der bürgerlichen *Klasse* verstanden wissen wollte. Die „Bürger“ der *res publica*, von der der intermediäre lateinische Aristoteles sprach, sind *cives* im römischen Sinne, sämtlich Partizipanten an einem Rechtssystem mit gewissen Garantien (unabhängig von Herkunft, Volk und Sprache; gegen gewisse Gebühren).

Die philosophische Beschäftigung mit der *Politik* (des Aristoteles), die aus den Vorlesungen über dieses Werk, die es an vielen protestantischen Universitäten des 16. und 17. Jahrhunderts gegeben hatte (vgl. Maier 1962), entstanden war, konnte sich im Rahmen der Curricularisierung der deutschen Universit tswissenschaft am Ende des 17. Jahrhunderts zu einer wissenschaftlichen Disziplin entwickeln, die sich „*Philosophia civilis*“ nannte (Hanov 1756). Natürlich sollte man diese Universit tsdisziplin nicht „bürgerliche Philosophie“ nennen, weil dieser Ausdruck heute unvermeidbar missverständlich wäre. Auch alle anderen denkbaren Alternativen (wie z. B. „zivile Philosophie“ oder gar das sehr moderne „zivilgesellschaftliche Philosophie“) scheiden aus.

Der Ausdruck „Politik“ ist um 1800 immer noch hauptsächlich für die praktisch ausgeübte politische Betätigung in Parlamenten, Administrationen oder Gesandtschaften in Gebrauch, nicht so sehr für die systematische Reflexion ihrer Prinzipien

und Institutionen. Diese findet in einer „*philosophia civilis*“ ihr Feld, das wir heute Politologie nennen würden. Dass ich den Begriff des „Politischen“ allerdings nicht von Anfang an für geeignet halte, die Thematik der *Pf* und des Buchs zu kennzeichnen, hat vielmehr damit zu tun, dass der Begriff des „Politischen“ in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts eine außergewöhnliche Ausweitung und Diversifizierung erfahren hat, die es schwer macht, den Begriff für ein Feld zu benutzen, das vor mehr als zweihundert Jahren durchmessen wurde. Die „deutsche Politik“ Christian Wolffs trug den vorsichtigen Titel *Vernünfftige Gedanken vom gesellschaftlichen Leben der Menschen Und in sonderheit dem gemeinen Wesen zu Beförderung der Glückseligkeit des menschlichen Geschlechts* (Wolff 1721).

In einer anderen Traditionslinie der deutschsprachigen Philosophie des 18. Jahrhunderts, die nicht so sehr von dem kollektiven Begriff der „Gesellschaft“ ausging, sondern vom handelnden Individuum, wurde der griechische Disziplin-Name „Politik“ durch den deutschen Terminus „Klugheitslehre“ wiedergegeben. So etwa bei Johann Andreas Fabricius: „Die Klugheitslehre oder Politik [...] ist die Wissenschaft der Klugheit überhaupt, das ist, der Fertigkeit weislich erwehlte Mittel wohl anzuwenden, in erlaubten und gleich gültigen Dingen seinen Nutzen zu befördern“ (Fabricius 1752, 409). Der Autor unterscheidet noch besonders die „Privatpolitik oder Kunst zu leben“ von der „Staatspolitik, Staatsklugheitslehre oder d[er] Kunst zu herrschen“ (ebd.) Ähnlich auch schon in der *Einleitung in die Philosophie* von Johann Georg Walch (1727) und in dessen *Philosophischem Lexicon* (1726).

Eine Theorie der Politik, die modernen Ansprüchen genügen kann, hat Immanuel Kant in seinem „Entwurf“ *Zum ewigen Frieden* im Herbst 1795 erstmalig vorgelegt. Diese Schrift ist vielleicht die Veröffentlichung Kants, die von den Zeitgenossen am meisten gelesen wurde. Die erste Auflage war schon nach wenigen Wochen vergriffen (Gerhardt 1995, 212). Kant geht darin weder vom Individuum noch von einer (abstrakten oder konkreten) Gesellschaft aus, sondern von der „Idee“ des (ewigen) Friedens, deren transzendente Bedingungen der Möglichkeit er aufsucht. Auf diesem Wege bestimmt er den Begriff der Politik als den der Selbstbestimmung eines Staates, d.i. einer „Gesellschaft von Menschen, über die Niemand anders als er selbst [sc. der Staat] zu gebieten und zu disponieren hat“ (AA VIII, 344) und unterscheidet diese Theorie trennscharf von den Gebieten der Rechtslehre und der Moralphilosophie.

Der Autor der Pindarfragmente bedient sich einiger der zentralen Begriffe dieser Schrift, wie noch im Einzelnen zu zeigen sein wird. Die wichtigsten sind der Begriff der „Klugheit“, den Kant freilich auf die rein instrumentelle Vernunft beschränkt, die von ihm gegenüber der Moralität abgewertet wird (AA VIII, 370 und 375); der Begriff des „Öffentlichen“, das bei Kant mit dem damals gebräuchlicheren Begriff der „Publizität“ benannt wird; und der Begriff des „Aufruhrs“ (vgl. AA VIII, 382), den der Autor der *Pf* in die Übersetzung des griechischen Zitats einführt.

Um Politik als Lehre von den Grundlagen und Institutionen des bürgerlichen Zusammenlebens – allerdings ohne den Rückgriff auf die Idee des „Friedens“ – geht es in den Pindarfragmenten von Anfang bis zum Ende. Dennoch ist hier keine philosophische Systematik am Werk. Das wird ohnehin schon verhindert durch die neun Pindarzitate, die zwar nicht völlig zufällig an einander gereiht sind, aber doch aus

einem sehr begrenzten Reservoir schöpfen. So sind die Einfälle, die aus der Konfrontation mit dem (unvollständigen und manchmal unverständlichen) Pindartext entstehen, wie Funken, die aus zwei aneinandergeschlagenen Steinen hervorspringen. In den Kommentaren werden neuralgische Punkte mehrfach angesteuert, die aber mit elementaren Vorgängen des Anfangs zusammenhängen: mit dem Beginn des „erwachsenen“ Lebens, mit der Selbsthaftwerdung der Menschen und mit der kulturellen Zählung rauschhafter Zustände, die eine vorpolitische Lebensform zur politischen (civilen im Sinne von „zivilisierten“) Lebensweise voranbringen soll, und schließlich der (Neu-)Konstitution einer Bürgergemeinschaft. An diesen Anfängen, die Übergänge sind, sieht man die ‚Prinzipien‘ gewissermaßen selbst am Werk. Ihr Werk sind die ‚Institutionen‘ von Regeln der Sitte und Gesetzen des Rechts.

Auffallend ist an den Texten allerdings das Fehlen des (oder eines) Begriffs vom ‚Staat‘, den wir in einer ‚Politik‘ erwarten. (Das Wort wird nur einmal eher beiläufig in der Wendung „der Kirche und des Staats Gesez“ gebraucht.) Hieraus auf besondere politische Präferenzen des Autors zu schließen, würde das Problem nur auf eine andere Ebene verschieben. Einerseits ist der Pindartext ja Teil des Textgewebes und bei Pindar gibt es „Städte“, aber keinen Staat. Der Kommentar kann also nicht eine Größe ins Spiel bringen, die für einen der beiden Referenztexte gar nicht existiert. Eher könnte es sich umgekehrt verhalten, dass der Kommentar seine eigene zeitgeschichtliche Umwelt so retuschiert, dass sie in das Städte-Modell des alten Griechenland eingepasst werden kann. Aus den „Städten“ (*poleis*) des Pindar wird das Politische als „Vernunftform“ (FHA 16, 421: *Anmerkungen zur Antigonä*).

Wenn das Politische das Feld ist, auf dem die Texte sich bewegen, so muss jedoch hervorgehoben werden, dass sie sich dort nicht auf der Suche nach einer Theorie bewegen. Der „Diskurs“, an dem sie sich beteiligen, ist ein metatheoretischer. Und es ist einer, der sich nicht mit den Problemen einer *Wissenschaft* des Politischen beschäftigt, sondern der sich auch auf „Weisheit“ bezieht und damit auf Weisungen zur Lebensführung. Solche Weisungen werden aber in den *Pf* nicht erteilt, sondern eher erwogen oder abgewogen. In der Sprache des 18. Jahrhunderts wären sie also zu einem „deliberativen“ Diskurs zu zählen (*deliberatio* von dem lat. Wort für „Waage“, *libra*). Das Stichwort „erwägen“ taucht in Hölderlins Dichtung einmalig (MA 1, 462) und erst in der Zeit auf, in der auch die Pindarfragmente konzipiert werden.

Das Manuskript

Das Manuskript des Texts besteht aus einem Doppelblatt im Folioformat (Autenrieth und Kelletat 1961 = HK 413) und einem einzeln überlieferten Einzelblatt (HK 423). Da die beiden Teile das gleiche Format aufweisen und von derselben Papiersorte stammen (laut HK 119, resp. 122), kann man davon ausgehen, dass beide zum ursprünglichen Manuskript gehörten. Fraglich ist nur, ob auf einem, ursprünglich dem zweiten Manuskriptteil, also dem Einzelblatt, noch anhängenden Blatt weitere

Textteile standen, oder, wenn das ausgeschlossen werden kann, ob und wenn ja, wie das Verschwinden dieses (postulierbaren) Einzelblatts zu erklären ist.

Zur ersten Frage: Da der Schriftduktus gegen Ende der Rückseite des Einzelblatts immer enger zusammenrückt, legt sich der Schluss nahe, dass dem Schreiber bewusst war oder bewusst wurde, dass er nur noch dieses Blatt zur Verfügung hatte, um seinen Text abzuschreiben (denn dass der Text zunächst als Reinschrift konzipiert wurde, ist augenfällig). Zu diesem Argument aus dem gedrängten und sich zum Schluss hin immer mehr verengenden Schriftduktus kommt freilich noch das Argument aus der Textkomposition hinzu: Die neun Stücke entsprechen nicht nur den neun Musen der griechischen Mythologie (die in neun Nächten von Zeus mit Mnemosyne gezeugt wurden), sondern auch einer Tradition der Nutzung dieses Kollektivs der Künste als Ordnungsmuster für geistige Gliederungen mit interner triadischer Struktur: so z. B. in der (vermutlich alexandrinischen) Aufteilung der *Historien* des Herodot in neun Bücher, die nach den Musen genannt werden, und in den *Enneaden* des Plotinschen Werks. Auch die klassischen griechischen Lyriker von Alcaeus bis Anacreon wurden in einer Neunheit kanonisiert, die noch den Titel der Stephanusschen Sammlung bestimmt hat: *Carminum Poetarum Novem, lyricae poeseos principum, fragmenta*. Und schließlich ein zeitgenössisches Beispiel: Goethe benannte die neun Gesänge seiner Idylle *Hermann und Dorothea* (1797) nach den neun Musen. In Hölderlins Werk liegt eine Parallele vor in den neun Gedichten, die er Anfang 1805 im Taschenbuch seines Verlegers Wilmans publiziert, ob sie nun mit den von Hölderlin in einem Brief an Wilmans angekündigten „Nachtgesängen“ identisch sind oder nicht.

Mit anderen Worten: Dass etwa noch ein zehntes (und elftes?) Stück sich an *Das Belebende* angeschlossen hätte, ist so gut wie ausgeschlossen. Es könnte höchstens sein, dass das Stück *Das Belebende* am Ende der letzten Manuskriptseite noch nicht zu Ende gekommen war und noch einige Zeilen auf dem ursprünglich noch vorhandenen zweiten Blatt hätten ihren Platz finden müssen. Aber auch das kann mit guten Gründen ausgeschlossen werden, denn unter dieser Annahme wäre der gedrängte und sich verengende Schriftduktus des Einzelblatts nicht mehr erklärlich. Das heißt: Als der Dichter das Blatt, das mit *Die Asyle* beginnt, beschrieb, war ihm klar, dass er kein weiteres Blatt zur Niederschrift zur Verfügung haben würde. Und das wiederum bedeutet, dass entweder der zweite Teil des ursprünglichen Doppelblatts schon abgerissen, also nicht mehr vorhanden war, oder dass dieser zweite Teil des ursprünglichen Doppelblatts schon anderweitig verplant war.

Ich halte die zweite Möglichkeit für wahrscheinlicher als die erste. Denn eine Manuskript-Reinschrift, das aus zwei so unterschiedlichen Teilen, nämlich erstens einem Doppelblatt und zweitens einem Einzelblatt bestanden hätte, wäre äußerst unhandlich gewesen. Für die andere Möglichkeit sieht es hingegen besser aus. Denn leicht lässt sich eine Verwendung des zweiten (leeren) Blatts des ursprünglichen Doppelblatts *423 als Titelblatt denken, für die man das Blatt nur rückwärts falten und um das Konvolut des Doppelblatts herumlegen müsste: Dann läge S. *423 c ganz außen und wäre für eine Titelbeschriftung frei, die Rückseite (*423 d) bliebe den Gewohnheiten gemäß leer und der Text würde dann auf dem Doppelblatt 413

beginnen und mit *423a und *423b (den beiden erhaltenen Seiten des Doppelblatts *423) enden.

Es gibt für eine solche Manuskriptbeschriftung mit eigenem Titelblatt ein prominentes Beispiel bei Hölderlin: das Manuskript der *Friedensfeier*. Hier – in diesem frühestens Ende 1802, wahrscheinlich aber erst in der zweiten Hälfte des Jahres 1803 abgeschlossenen Manuskript – wird die Rückseite des Titelblatts dann – allerdings deutlich sichtbar mit anderer Tinte, also doch wohl später – mit dem Vorspruch an das Publikum beschrieben, in dem der Leser gebeten wird, „dieses Blatt nur gutmüthig zu lesen“ (bemerkenswert die Ähnlichkeit des Adverbs „gutmüthig“ – ein *hapax legomenon* – mit dem „gutwillig“ in der Übersetzung des ersten Pindarzitats).

Lassen sich aus dieser Parallelität weitere Schlüsse ziehen? Die „endgültige“ und erst 1954 aufgefundene Reinschrift der *Friedensfeier* wird häufig in Verbindung gebracht mit dem Angebot Hölderlins an den Verleger Wilmans vom Dezember 1803, ihm „noch diesen Winter“ „einzelne lyrische größere Gedichte 3 oder 4 Bogen [zu schicken], so daß jedes besonders gedruckt wird weil der Inhalt unmittelbar das Vaterland angehen soll oder die Zeit“ (MA 2, 926; vgl. 3, 206). Vielleicht spräche also das hier postulierte Manuskript-layout der Pindarfragmente für die Vermutung, dass auch diese Reinschrift zum separaten Druck bei Wilmans gedacht war. Eine andere Möglichkeit wäre, dass das Manuskript der Pindarfragmente, das im stilistischen Duktus den *Anmerkungen zum Oedipus* und den *Anmerkungen zur Antigonä* so überaus ähnlich ist, eine entsprechende Überschrift „Anmerkungen zum Pindar“ (Schmidt 1994, 1291) getragen hätte, was dann dafür spräche, dass Hölderlin nach den beiden Sophokles-Tragödien eine buchlange Übersetzung von Pindars Gesamtwerk oder eines Teils (z. B. die *Pythischen* oder *Olympischen Oden*) beabsichtigt hätte, zu deren Ergänzung dann solche „Anmerkungen“ hätten dienen können. Die Tagebuch-Bemerkung des Homburger Schriftstellers Gerning vom Sommer 1805, Hölderlin „zackert am Pindar“ (StA VII.2, 287) ist jedenfalls ein Beleg für weitere übersetzerische Bemühungen Hölderlins noch bis in den Sommer 1805 hinein.

Diese aus der Annahme eines ursprünglich zum Manuskript gehörenden Titelblatts gewonnenen Folgerungen passen so gut in die Werkgeschichte Hölderlins, dass sie die ihnen zugrundeliegenden Vermutungen argumentativ verstärken.

Zum Schluss noch eine Bemerkung zur Überlieferungsgeschichte der beiden Manuskriptteile. Das Einzelblatt (HK 423) muss schon früh (samt dem postulierten Titelblatt) vom Rest des Textes abgetrennt worden sein, denn es hat eine andere Überlieferungsgeschichte als das Doppelblatt 413. Dem als Kenner von Hölderlins Handschrift ausgewiesenen Eduard Mörike hat bei seinem (nicht datierten) Attestat der „Echtheit“ der Hs. jedenfalls nur der Textteil von *Die Asyle* und *Das Belebende* vorgelegen. Dafür, dass es *nur* dieses Einzelblatt war, das ihm vorgelegt wurde, m.a.W. dafür, dass die „Titelseite“ (oder meinetwegen auch „vordere Umschlagsseite“) schon zuvor abgetrennt worden war, spricht die Tatsache, dass er nur von diesen beiden Stücken eine Abschrift angefertigt hat, die keinerlei Hinweis enthält auf eine die beiden Texte zusammenfassende (oder mit ihnen zusammenhängende) Titelseite. Außerdem hätte er – im Falle, dass ihm das ganze Doppelblatt vorgele-